

frühen slawischen Jahrhunderte als Argument für eine wie auch immer zu interpretierende Gemeinsamkeit zu entkräften. Eine moderne interdisziplinäre und kulturgeschichtliche Darstellung der „Welt der Slawen“ steht deshalb trotz der material- und kenntnisreichen Untersuchung Mühles weiterhin aus.

Leipzig

Matthias Hardt

*Scheer, Tamara: Die Sprachenvielfalt in der österreichisch-ungarischen Armee (1867-1918).*

Heeresgeschichtliches Museum, Wien 2022, 432 S. (Schriften des Heeresgeschichtlichen Museums 31), ISBN 978-3-903403-00-0.

Lange Zeit fragten Historikerinnen und Historiker, die sich mit der Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie nach 1867 beschäftigten, vor allem danach, warum sie am Ende des Ersten Weltkriegs untergegangen war. Durch eine solche Perspektive gerieten neben außenpolitischen Aspekten besonders die nationalen Gegensätze im Inneren in den Fokus. Prägend wurden Deutungen, wonach ein übernational organisiertes Staatswesen in einer Zeit konkurrierender Nationalismen, die sich durch Effekte gesellschaftlicher Modernisierung dynamisierten, nicht mehr in der Lage gewesen sei, derartige Gegensätze zu regulieren oder gar abzubauen. Entsprechend interpretierten viele Autorinnen und Autoren die Geschichte der späten Habsburgermonarchie als eine Geschichte nicht gelöster ethnischer Konflikte. Bereits seit längerer Zeit hat sich jedoch ein neuer Blick etabliert: Insbesondere für das halbe Jahrhundert nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich wird nun in Anlehnung an die jüngere Imperienforschung vor allem danach gefragt, welche Potentiale das Habsburgerreich hatte. Spätestens seit der großen Studie von Pieter Judson<sup>1</sup> war neben die Suche nach den Gründen des Untergangs die Frage getreten, auf welche Weise dieses „kooperative Imperium“<sup>2</sup> so lange, und ganz offensichtlich recht stabil, bestehen konnte.

Mit ihrer Publikation über die Sprachenvielfalt in der österreichisch-ungarischen Armee (1867-1918) hat Tamara Scheer nun eine Untersuchung vorgelegt, in der diese neue Perspektive übernommen wird. Der Ausgangspunkt ist nicht eine Konfliktgeschichte, sondern vielmehr die Frage, wie die Habsburgermonarchie mit der sprachlichen Vielfalt in ihren Streitkräften umging, um deren Funktionalität sicherzustellen. Zugleich bietet die Studie eine alltagsgeschichtliche Ebene, auf der das Leben der Soldaten, ihr Umgang mit Sprachbarrieren bzw. die Integration durch Sprache behandelt wird. Auch wenn Scheer es nur andeutet und nicht explizit herausstellt, geht es letztlich auch um die Integrationskraft einer der zentralen staatlichen Institutionen: Wie staatsbindend wirkte die österreichisch-ungarische Armee

<sup>1</sup> Judson, Pieter M.: Habsburg. Geschichte eines Imperiums 1740-1918. München 2017; Originalausgabe: *Ders.*: The Habsburg Empire. A New History. Cambridge/Massachusetts, London 2016.

<sup>2</sup> Osterkamp, Jana (Hg.): Kooperatives Imperium. Politische Zusammenarbeit in der späten Habsburgermonarchie. Göttingen 2018 (Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum 39).

in einer Zeit der Massenheere, in der die Streitkräfte von Nationalstaaten zur „Schule der Nation“ wurden?

Die Publikation ist in vier Kapitel gegliedert. Im ersten Abschnitt untersucht Tamara Scheer, wie die Armee den Sprachengebrauch organisierte und ein „Sprachensystem“ (S. 43 u.a.) in Reaktion auf die gegebene Vielfalt entwickelte. Etwas kurz kommt dabei die Rückschau auf die Zeit vor dem österreichisch-ungarischen Ausgleich mit ihren spezifischen Traditionen der Armeearganisation und des Sprachenerwerbs. Während als Kommando- und Dienstsprache für die gemeinsame Armee nach 1867 Deutsch festgelegt wurde, eröffnete die Regelung der Regiments-sprachen Spielräume. Zwar sollten Rekruten 80 Begriffe bzw. Sätze und Wörterfolgen in der Kommandosprache beherrschen, doch konnte für diejenigen, die nicht oder nur begrenzt Deutsch verstanden, die Verständigung im Alltag über die festgelegten Sprachen des jeweiligen Regiments ermöglicht werden. Wie Scheer nachweist, erschwerten jedoch die territorial- und nicht personalbezogenen Kriterien, die der Auswahl der Regiments-sprachen zu Grunde lagen, die rekrutenfreundliche Umsetzung. So konnte nur jeweils eine „landesübliche Sprache“ (S. 52, 64 u.a.) zu einer der Regiments-sprachen gewählt werden, was zum Beispiel für die hohe Zahl der in Wien lebenden Tschechen zum Problem werden konnte. Hier erwies sich das in der ungarischen Reichshälfte genutzte Prinzip als pragmatischer, da dort nach den Sprachkenntnissen der Betroffenen und nicht nach den „landesüblichen Sprachen“ innerhalb eines Ergänzungsbezirks entschieden wurde. Allerdings war die Sprachenpraxis bei der Honvédség, der in Ungarn neben der gemeinsamen Armee organisierten Landwehr, restriktiver als in der gemeinsamen Armee sowie der Landwehr der österreichischen Reichshälfte. Die Festlegung der deutschen Kommandosprache wurde von Kaiser und Armeeführung als funktionaler Schritt verstanden, doch öffnete sie nach Scheer gleichwohl den Raum für nationalpolitische Interpretationen.

Im anschließenden zweiten Kapitel, für das die Autorin zahlreiche autobiografische Quellen ausgewertet hat, wird der Blick auf den sprachlichen Alltag von Offizieren und Soldaten gerichtet. Sprachkenntnisse entschieden oftmals über die Zuteilung zu einer bestimmten Waffengattung. Zugleich wurde der Wehrdienst, dem in der Praxis tatsächlich nur ein Drittel der offiziell Wehrpflichtigen nachkommen musste, ein wichtiger Ort des Sprachenerwerbs. Die zunehmend in den Vordergrund rückende Vermittlung staatsbürgerlichen Bewusstseins stand und fiel dagegen gerade mit den vorhandenen Sprachkenntnissen und den entsprechenden Lehrmaterialien. Oftmals scheiterte die Umsetzung an Sprachproblemen bei Offizieren oder fehlenden Büchern in den Sprachen der zu unterrichtenden Rekruten.

Das dritte Kapitel ist der Sprachenvielfalt im öffentlichen Raum gewidmet. Dabei geht es konkret um die Außenwirkung der Armee mit ihren zahlreichen Garnisonsstandorten sowie um die Wahrnehmung ihrer sprachlich-kulturellen heterogenen Zusammensetzung in Politik und Medien. Scheer untersucht in diesem Kontext auch den Umgang mit dem tschechischen Lied „Kde domov můj“ (Wo ist mein Heim), der heutigen tschechischen Nationalhymne. Anfangs oftmals als Marschlied gesungen, erfuhr es im Zuge der bosnischen Annexionskrise 1908 eine Politisierung. Als es im Verlauf der damals angeordneten Teilmobilisierung insbesondere in Böhmen zu Spannungen kam, wurde das Singen dieses Liedes von der Militärverwaltung

zunehmend als nationalpolitisches Statement aufgefasst und deswegen teilweise unterbunden. Wie die Autorin darlegt, fällt die Armeeführung jedoch bis 1918 keine Grundsatzentscheidung, sondern beließ es hinsichtlich eines möglichen Verbots bei Einzelfall-Lösungen. Noch während des Weltkriegs gingen Offiziere vielfach davon aus, dass das Singen von „Kde domov můj“ der Motivation der Soldaten diene.

Das erwähnte Beispiel zeigt, wie Organisation und Sprachverwendung in der Armee zwischen institutionsinternen Funktionalitäten und politischen Konflikten in der Gesellschaft ausbalanciert werden mussten. Unter den Bedingungen des Ersten Weltkriegs spitzte sich dieses Problem zu, worauf Tamara Scheer im letzten Kapitel des Buches eingeht. Sie verweist darauf, dass die Mobilmachung entgegen zeitgenössischer Befürchtungen ohne größere Beeinträchtigungen wie Unruhen oder national motivierte Proteste abgelaufen sei. Wie in neueren Forschungen dargelegt, gelang dies der Regierung und der Armeeführung jedoch insbesondere durch präventive Einschränkungen. Es waren dann auch Verständigungsprobleme, die zu Schwierigkeiten in der Heeresorganisation und in der Kriegsführung beitrugen. Dies betraf zum einen den Kontakt von Verbänden der gemeinsamen Armee mit Truppen der Honvédség, bei dem die angenommene Dominanz der deutschen Dienstsprache *de facto* an ihre Grenzen geriet. Zum anderen deutet die Autorin an, dass es aufgrund von Verständigungsproblemen zu Toten durch „Friendly Fire“, also dem versehentlichen Beschießen von eigenen Truppen, gekommen sei. Wesentlich dichter belegt als diese Annahme sind die Probleme im Kriegsalltag: die Einsamkeit von sprachlich isolierten Soldaten in mehrsprachigen Einheiten, die massiven Verständigungsprobleme bei der Versorgung von Verletzten sowie die Schwierigkeiten von Militärgeistlichen, in einer nicht nur vielsprachigen, sondern auch multireligiösen Armee ihren Dienst zu tun. Für katholische Geistliche wurde schließlich sogar ein mehrsprachiger „Notbeichtspiegel“ (S. 350 f.) verfasst, um ihnen die Betreuung fremdsprachiger Soldaten in Extremsituationen zu erleichtern.

Insgesamt bietet die vorliegende Studie faszinierende Einblicke in die Abläufe in den österreichisch-ungarischen Streitkräften zu Friedens- und Kriegszeiten und erweitert somit die alltagshistorische Forschung zur Habsburgermonarchie. Sie verdeutlicht zugleich die Ansätze und Grenzen der sprachlichen Organisation im Armeebereich nach 1867. So wirkten sich die Folgen des österreichisch-ungarischen Ausgleichs langfristig auch auf die Sprachkontakte und die Verständigung innerhalb der Streitkräfte aus. Tamara Scheer kommt zu dem Schluss, dass trotz der geschilderten Probleme letztlich am gewählten Sprachensystem festgehalten und das oft zitierte „Fortwursteln“ (S. 391) zum Prinzip erklärt wurde, da nur auf diese Weise die Armee in ihrer heterogenen Zusammensetzung beherrschbar erschien.

Problematisch ist jedoch, dass die Autorin ihr Thema nicht in einen größeren Kontext eingeordnet hat, weswegen sie keine weitergehenden Schlüsse ziehen oder vergleichende Perspektiven einbringen kann. So bleibt die mittlerweile breite Forschung zum Verhältnis von modernem Massenheer und Staat bzw. Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert unberücksichtigt. Auch ein Ausblick in die Zeit nach 1918 wäre wünschenswert gewesen, standen doch die Nachfolgestaaten der Habsburgermonarchie bei der Armeeeorganisation hinsichtlich der Sprachenfrage vor vergleich-

baren Problemen. Insgesamt verdeutlicht die vorliegende Arbeit einmal mehr, dass es sich lohnt, die Geschichte der Habsburgermonarchie nicht von ihrem Ende her zu denken, sondern ihre Möglichkeiten und Grenzen aus den zeitgenössischen Kontexten heraus zu analysieren. Und es gilt festzuhalten: Verständigungsprobleme scheinen für zahllose Soldaten ein Problem gewesen zu sein, an der Sprachenfrage an sich sind die Streitkräfte der Habsburgermonarchie im Ersten Weltkrieg jedoch nicht gescheitert.

München

Martin Zückert

*Ghosh, Kantik/Soukup, Pavel (unter der Mitarbeit von Cosima Clara Gillhammer) (Hgg.): Wycliffism and Hussitism. Methods of Thinking, Writing, and Persuasion, c. 1360-c. 1460.*

Brepols, Turnhout 2021, 443 S. (Medieval church studies 47), ISBN 978-2-503-58382-2.

Anknüpfend an den vor einigen Jahren erschienenen Sammelband „Europe after Wyclif“ scheint es keineswegs abwegig zu behaupten, Europa sei nach dem Tod des englischen Kirchenreformers (ca. 1330-1384) noch immer ein „Europe with Wyclif“ gewesen;<sup>1</sup> zumindest, wenn man an die folgenreiche Rezeption seiner philosophischen und kirchenkritischen Schriften in Böhmen denkt. Auf den Einfluss Wyclifs auf die Hussiten weist bereits der Titel des neuen Sammelbandes hin. Im Fokus steht das Ziel, Forschung zu spätmittelalterlicher Gelehrsamkeit, ihrer institutionellen Formen, Praxen und Rezeption von Texten verschiedenster Gattungen in lateinischer Sprache sowie in den Volkssprachen zu synthetisieren und zu diskutieren (S. 12). Hierbei knüpft der Band historiografisch an wichtige Konferenzen seit 1989 an.

Die Mediävisten Kantik Ghosh (Oxford) und Pavel Soukup (Prag) konstatieren zu Beginn ihrer sozio-epistemisch angelegten Einleitung:

Late medieval Europe witnessed, from the latter decades of the fourteenth century onwards, a widespread, destabilizing, yet productive interpenetration of university life and an extra-mural world of religious debate and lay intellectual und literary ambition (S. 9).

Der Band richtet einen komparativen Blick auf die von der Amtskirche als häretisch eingestuftten Bewegungen des späten 14. und 15. Jahrhunderts. Innerhalb dieses intellektuell-politischen Kontextes und den in der universitären Welt geführten Diskursen traten drei prägende Persönlichkeiten besonders hervor: John Wyclif in England, Jan Hus († 1415) in Böhmen und Jean Gerson († 1429) in Frankreich. Dabei bringt der Sammelband die Gelehrsamkeit Wyclifs und Hus' mit den Schriften anderer Reformen wie dem französischen Theologen und Kanzler der Pariser Universität Jean Gerson, dem deutschen Theologen, Kardinal und Humanisten Nikolaus Cusanus und weiteren zusammen, die insbesondere vor dem Hintergrund der Konzilien von Konstanz und Basel eine tragende Rolle einnahmen.

Die 16 Beiträge folgen entsprechend dem Untertitel einer Dreiteilung und gliedern sich in Themenblöcke zu Methodiken des Denkens, Schreibens und Überzeugens. Der erste konzentriert sich auf das konzeptionelle Ende des wyclifitischen,

<sup>1</sup> Hornbeck, J. Patrick / Van Dussen, Michael (Hgg.): Europe after Wyclif. New York 2017.